

Nr. 131. Bydgoszcz/ Bromberg, 11. Juni 1938

Monika

Ein Schicksalsroman von Hans Ernst.

(10. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Ganz still ist es in der Stube, so still, daß man hinter dem Gebälk der Stubendecke einen Holzwurm nagen hört.

„Also, was is?" fragt die Alte nach einer Weile. „Hast gar nix drauf zu sagen?"

„Basl, ich hab gar net recht Obacht geben, was du g'sagt hast."

„Jetzt, die schau an!" Die Kollerin klopft mit ihrem Stecken ein paarmal ärgerlich auf den Fußboden. „Da könnt man sich die Lung rausreden bei dir und dann weißt du kein Wörtl. Den Höhenberger-Sepp — hab ich gesagt — mußt heiraten."

Monika ist absolut nicht verwundert über diese, wie es scheint, bei der Base schon beschlossene Tatsache. Nur eines weiß sie sofort, daß sie das niemals tun wird.

„So?" fragte sie, und ihr Mund krümmt sich vor Bitterkeit. „Den Höhenberger-Sepp muß ich heiraten?"

„Wenn du den Hof willst, schon. Und merk dir nur gleich, mit solchen Sachen, wie: „den mag ich net", darfst mir net kommen. Heiraten mußt du schon den, der mir recht ist — und der Sepp ist mir recht. Darum hab ich dich runterkommen lassen von der Alm, um dir das zu sagen. Und jetzt will ich wissen, was du dazu denkst."

„Auf das, was ich denk, kommt es ja net an", meint Monika, indem sie aufsteht und sich mit der Hand über die Stirn fährt. „Überhaupt, Basl — das hat ja noch Zeit. Vorerst bin ich noch auf der Alm, und dann — ich bin ja noch so jung."

„Freilich hats noch Zeit, das weiß ich schon. Ich hab dirs ja bloß jetzt schon gesagt, damit du weißt, wie du daran bist und net vielleicht einen anderen in deinen Kopf bringst. Ich will auch net hoffen, daß da oben auf der Alm sich vielleicht was anbandelt, was mir gegen den Strich wäre."

Der Sinn des Mädchens ist zu leer und ausgebrannt, als daß sie auf dies noch reagiert hätte. Es wäre ja auch zwecklos, sich mit der Base um Dinge zu streiten, die doch niemals Wirklichkeit werden können. Die Kollerin aber nimmt dieses Schweigen als Einverständnis zu ihren Plänen hin und wird ganz freundlich.

„Ich hab es ja gewußt, daß du net nein sagen wirst. Wär ja auch Dummheit, zu trutzen, denn es ist nicht wenig, was du dabei zu verlieren hättest. Es ist der Kollerhof. Der ist soviel wert wie die Sägemühl drunten. Und eine Hochzeit muß das werden, viel größer und protziger noch als dem seine heut. Da reut mich gar nichts, das sag ich heut schon."

Daraufhin schweigt die Kollerin, und sie schaut mit listigem Lächeln vor sich hin, als sähe sie bereits die ganze Hochzeit sich mit allem Drum und Dran vor sich abspielen

„Ja, ja", sagt Monika in die pochende Stille hinein. Und nochmal: „Ja, ja, das hast du fein eingefädelt, Base."

Es schwingt ein bitterer Hohn in der Stimme des Mädchens. Aber die Kollerin ist so erfüllt von ihren Plänen und Hoffnungen, daß sie dies nicht merkt. Der Spott erreicht ihr Ohr nicht.

„Nicht wahr?" sagt sie und ihre Nase wird ganz spitzig vor Stolz und Genugtuung. „Hab ich nicht immer gewußt, was ich will? Hab ichs net gewußt?"

Monika nickt und schließt einen Moment die Augen. Ganz unwillkürlich muß sie jetzt an den Mann denken, den die Base ihr ausgesucht. Sie sieht ihn vor sich stehen, schwerfällig, ohne jede Intelligenz. In der Schule war er der Dümmste, und alle Mädchen trieben ihren Spott mit ihm, ohne ihn verletzen zu können. Nur einmal weiß sie es, daß er zornig wurde. Aber er hat nicht zugschlagen, wie andere Buben es taten, sondern ist hingegangen zum Lehrer und hat sie verschuftet. Und der Lehrer hat die ganze Klasse eingesperrt.

Und diesen Waschlappen hat die Base ihr ausgesucht. Wenn sie auch nicht sagen könnte, daß ihr ein anderer lieber wäre, diese Wahl der Base aber kommt ihr vor wie Hohn. Weiß Gott, das ist doch wirklich keine kleine Zumutung. Im Grunde genommen bleibt es ja gleich. Es steht ihr nicht mehr zu, wählerisch zu sein. Müßte sie nicht froh sein, wenn irgend einer käme. Ganz gleich wer es ist, wenn er nur schützend vor ihrer Schande stünde.

Monika schluckt, und ihre Augen werden dunkel. Sie fühlt sich plötzlich zum Erbarmen elend. Ihre Unterlippe beginnt zu zittern, aber sie verschluckt die Tränen und geht hochaufgerichtet und schnell aus der Stube.

Gegen die dritte Nachmittagsstunde, als es Zeit wird aufzubrechen, gibt ihr die Base noch eine Menge Ratschläge und Anordnungen mit.

„Der Much soll nicht soviel Butter essen droben", sagt sie. „Wir brauchen jedes Bröckerl herunten. Und der Höhenberger-Sepp wird jetzt einmal kommen. Sei freundlich zu ihm und trag ihm auf, was die Alm zu bieten hat. Das kommt zweifach wieder rein. Aber für den Much ist Butter nichts. Trocknes Brot ist genau so g'sund."

Wäre dem Mädchen nicht so elend zumute gewesen, sie hätte lachen müssen. Aber so nimmt sie die Kraxe auf und verläßt den Hof, verläßt ihn in einer Brandung von Gedanken und Gefühlen. Die sind so schwer, daß sie glaubt, von ihnen zu Boden gedrückt zu werden.

Den Blick gesenkt, den Mund hart und schmal zusammengepreßt, geht sie dahin. Ihre Kehle ist wie zusammengeschnürt und bereitet ihr Schmerz, so oft sie schluckt. Sogar die Zöpfe und das grüne Hütl empfindet sie als Last auf ihrem armen, gedankenzermarterten Kopf. Sommervögel singen in den Gebüschen, und der Wind harft in allen Zweigen. Hohe Freude und Lebenslust ist überall im schönen Sommertag. Monika hört und spürt das alles nicht. Ihr Herz ist verschlossen wie eine Truhe, ist wie tot, und keine Hand wird jemals kommen, um es aufzuwecken zum Leben.

Da hört sie auf einmal einen Schritt auf dem Kies. Sie hebt den Kopf und starrt dem Mann entgegen, der langsam des Weges kommt. Es ist der Sägemüller, und es geht ein Erschrecken durch das Mädchen, daß sie unwillkürlich den Schritt verhält.

Der Mann hat keine Ahnung davon und sein Herz ist an diesem Tag so voll Freude und Stolz erfüllt, daß er einen Sprung macht mit seinen Gedanken, über all die langen Jahre der Feindschaft, die er nicht nur die Alte oben, sondern auch die Monika spüren ließ. Er steht vor ihr, schwer und klobig. Die breite Silberkette auf seiner Samtweste glänzt und funkelt in der Sonne, hebt und senkt sich bei jedem Atemzug. Sein Blick geht über das Mädchen hin. Er sieht den eigenwilligen, harten Mund und denkt: „Ich will ihr was Gutes sagen, etwas Versöhnliches."

„Grüß dich Gott, Kollerdirndl", sagt er und lacht dabei, daß man seine starken, gelben Zähne sieht.

Monika gibt keine Antwort. Nur ihre Gestalt reckt sich empor. Ihr Mund wird so schmal wie ein Strich.

„Hoho", lacht der Sägemüller. „Bist harb? Geh, laß das, Monika. Ich will Frieden haben mit dir. Einmal muß man auch was ausgehn lassen. Und heut hab ich grad so eine Freud in mir." Er nimmt den Hut ab und wischt sich mit der Hand über die feuchte Stirn. „Ja, ja, es ist ein freudiger Tag heut für mich, Dirndl, das darfst du mir glauben . . ."

Immer noch keine Antwort. Nur ihre Lippen lockern sich etwas. Ganz klar wird ihr plötzlich alles. Wäre dieser Mann schon früher versöhnlich gewesen, es könnte sein, daß dann ihr Leben noch einen Sinn hätte. Ganz urgewaltig stürzt diese Erkenntnis über sie herein. Hat er sie nicht immer mit seinem Haß verfolgt? Hat er ihr einmal ein gutes Wort gegeben? Nicht einmal zu jener Zeit, als sie noch Kind war, und die Feindschaft, die er mit der Base hatte, nur dumpf begriff. Und jetzt, weil ihm freudig zumute ist, jetzt will er Frieden haben mit ihr, der Friedlosen, deren Leben zerstört worden ist von seinem Sohn. Ein Haß, wie sie ihn bisher noch nicht gekannt hat, springt in ihr auf. Ihre Augen dunkeln wie ein Tannenwald. Und der Mann steht vor ihr, kann keinen Blick von ihr nehmen, so schön ist sie in ihrem hellen, jungen Zorn.

„Frieden willst?" fragt sie und lacht hart auf. „Warum jetzt auf einmal?"

Der Sägemüller muß den Blick senken.

„Es muß net sein, wenn du net willst", meint er. „Ich hab mir bloß gedacht, daß wir zwei ja eigentlich nie was gehabt haben miteinander. Wie ich den Prozeß gehabt hab mit der Kollerin, da warst ja du noch ein Kind. Und mit dem Jakob — da hast du dich zu selber Zeit doch ganz gut verstanden. Ich glaub, es tät ihn freuen an seinem Hochzeitstag, wenn ich ihm sagen könnt, die Feindschaft mit der Monika ist aus."

„Meinst du?" fragt sie hell und hart. Die Gespanntheit ihrer Züge lockert sich ein wenig. Ein Gedanke ist in ihr aufgesprungen, so kühn, daß sie ihn kaum auszudenken wagt.

„Freilich tät es ihn freuen", spricht der Sägemüller weiter. „Schau, über kurz oder lang wirst du doch Kollerin, dann seid ihr Nachbarn. Und was das heißt, mit dem Nachbarn in Feindschaft leben, das weiß ich zur Genüge. Es ist oft so, daß einer den andern braucht."

„Ja, ja", antwortet Monika und denkt hastig ihren Gedanken zu Ende. „Und wenn ich hingehn würd —" fragt sie und schiebt die Unterlippe vor. Ihre Stimme ist aufgeregt, klingt, als wenn ein Kind redet, um eine Angst in sich zu übertönen. Wenn ich hingehen würd auf die Hochzeit — und tät ihm gratulieren? Meinst du, daß er mir das übelnimmt, Sägmüller?"

„Ah, woher denn! Freun tut es ihn, das darfst mir glauben."

„Dann will ichs tun", sagt sie entschlossen, umkrampft den Bergstecken fester und geht ohne Gruß vom Sägemüller weg.

„Ich komm gleich nach", ruft der Mann hinter ihr her. „Will bloß nur schnell auf einen Sprung heimschauen in die Sägmühl. Teufl, Teufl, der Tag freut mich. Und tanzen mußt einen mit mir. Hörst, Monika? Hörst net?"

Nein, sie hört nichts mehr. Nur immer schneller schreitet sie aus, so, als jage man sie. Schließlich beginnt sie gar noch zu laufen. Und als sie beim Wirt in der Küche Kraxe, Bergstock und Hut hinstellt, sind ihre Wangen rot angeflammt vom hastigen Laufen.

*

Ununterbrochen müssen die Musikanten bei der Hochzeit des Haller-Jakob aufspielen. Das Mannsvolk reißt sich geradezu darum, mit der Sägemüllerin getanzt zu haben. Jakob ist in einer strahlenden Laune, und als die Musik einmal eine kleine Pause macht, und Lisa wieder bei ihm sitzt, flüstert er ihr zärtliche Worte ins Ohr, und man sieht ihm an, daß er erfüllt ist von einem großen und schweren Glück. Plötzlich verfärbt er sich, und es ist ihm zumute, als wenn ihm jemand die Kehle zuschnüre. Er sitzt plötzlich sonderbar steif und still in seiner schwerbeherrschten Angst. Dann greift er nach dem Weinglas und stürzt den Inhalt desselben hinunter, schließt dabei die Augen ein wenig und denkt: „Wenn ich wieder aufschaue, wird die Gestalt da drüben unter der Tür wieder verschwunden sein. Sie muß verschwunden sein. Teufel, das ginge noch ab, hier Geschichten zu machen. Was fällt ihr denn eigentlich ein, dem Weibsbild?

Aber da bewegt sich die Frauengestalt drüben, geht quer durch den Saal, direkt auf den Tisch des Brautpaares zu. Es sind denselben Weg im Laufe dieses Nachmittags schon viele gegangen, Freunde, Bekannte, Nachbarn. Sie haben dem Brautpaar gratuliert und haben sich wieder verloren im Gewühl der Tanzenden. Monika Koster aber steht nun vor dem Hochzeitspaar, steht vor Jakob Haller und seiner schönen, jungen Frau. Steht da und sagt kein Wort. Jakob fühlt, wie er zu schwitzen beginnt. Sein Herz setzt einen Galopp an. Er weiß, wenn er jetzt dieses schwere, drückende Schweigen nicht bricht, muß unerbittlich etwas kommen, dessen Folgen unabwendbar sind. Aber gerade, als er den Mund auftun will, trifft ihn Monikas Stimme.

„Tanz mit mir", sagt sie. Nichts weiter, als diesen kurzen, herrischen Befehl.

Und der Sägemüller Jakob steht sofort auf und winkt den Musikanten zu.

Das alles hat sich in wenigen Sekunden abgespielt. Frau Lisa hat es gar nicht recht bemerkt, denn der Schwager Stefan hat sie gerade in ein Gespräch verwickelt.

„Du bist wohl net recht bei Trost", zischt Jakob, als er mit Monika außer Hörweite ist.

„Ich? Warum?"

„Kommst einfach daher, redest nix und deutest nix und —"

Monikas Mund ist hart vor Qual.

„Bist ja nimmer kommen, daß ich dich fragen hätt können, ob es dir recht ist."

„Herrgott, so schrei doch net so. Wenn uns jemand hört."

„Ah, du hast Angst, es könnt jemand erfahren, was du für ein armseliger Tropf bist."

Jakob bringt seinen Mund näher an ihr Ohr, aber sie biegt den Kopf zurück, als ekle sie sich vor seinem Atem.

„Ich wär die Woch sowieso einmal naufkommen zu dir", sagt er. „Daß wir alles ausgeredet hätten in Güt, weißt."

„Wir haben nix mehr auszureden miteinander, weder in Güt noch auf eine andere Weise. Wir haben schon ausgeredet. Und was einmal war zwischen uns, das weiß ich nimmer."

„Geh, Monika, so laß doch g'scheit reden mit dir."

„G'scheit reden? G'scheit reden, das kannst du ja gar net. Du kannst nur g'scheit lügen, das hast immer schön können. Und ich hab geglaubt an dich, wie man nur an einen Menschen glauben hat können."

„Ja, is ja recht. Ich habs auch einmal ernst gemeint . . ."

„A geh? Und du meinst, ich bin heut noch so dumm, daß ich dir das glaub. Nein, Sägmüllerbub, durch dich bin ich hell worden. Im Hunger, da war dir halt bald was gut genug. Zum Heiraten aber hat es was Besseres sein müssen. Und jetzt will ich dir noch was sagen, Jakob Haller. Tu dich ja net unterstehn und geh nochmal zu mir auf die Alm. So g'wiß wie ich Monika heiß, geh ich runter zu deiner Frau und sag ihr alles. Und net bloß ihr. Das ganze Dorf soll es wissen dann, was der ehrbare Sägmüller für ein Lump ist. So, das hab ich dir sagen müssen. Laß dir den Tag weiter nimmer verbrießen. Von mir hast Ruh, für heut und alle Zeiten."

Obwohl der Tanz noch gar nicht zu Ende ist, macht sich Monika rasch von ihm los und geht aus dem Saal

Jakob Haller starrt ihr fassungslos nach. Dann zuckt er die Schultern und atmet wie von einer Zentnerlast befreit auf. Das hätte er sich im Traum nicht einfallen lassen, daß es so gut 'nausginge. Trotzdem ist er sehr unsicher, als er zum Tisch zurückgeht. Aber Frau Lisa scheint wirklich nichts bemerkt zu haben. Nur sein Bruder, der Stefan, fragt:

„Ist sie schon wieder fort, die Monika? Das Mädl hat sich ja wunderbar ausgewachsen. Mußt gute Nachbarschaft halten mit ihr, Jakob."

„So lang die Alte lebt, wird das kaum möglich sein. Und was nachher ist, das wird sich dann schon aufweisen."

Jakob greift nach dem Weinglas und stürzt den Inhalt hinunter. Dann faßt er Lisa am Arm und schreit den Musikanten zu:

„Aufg'spielt, Musikanten. Einen schneidigen will ich. Lustig muß es sein auf der Welt, immer lustig . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Ludwig Thoma:

Der Herr Referendar.

Ein Buch von Heiterkeit und Humor, zugleich ein Werk von seltenem geistigen und künstlerischen Rang ist der soeben im Albert Langen/Georg Müller Verlag in München erschienene Band „Nachbarsleute", der sämtliche Kleinstadtgeschichten Ludwig Thomas in sich vereinigt. Diesem Werk des großen deutschen Erzählers wurde der folgende Beitrag entnommen.

Ich war durchaus verliebt. Tatsächlich. Ich meine nicht so Jugendeseleien, wie damals mit der Hausmeisterin, die immer behauptete, daß ich neue Beinkleider hätte und den Schneider auszwicken wollte. Oder mit dem dicken Kindsmädl, das beinahe jede Nacht an meine Tür klopfte und fragte, ob ich kein Zuckerwasser brauchte, weil ich so hart schnaufte. Davon rede ich nicht. Nein, es war eine wirkliche, ordnungsmäßige Liebe. Kein Kocherl oder so was. Im Gegenteil. Sie war die Tochter eines reichen Getreidehändlers, hübsch, sehr üppig und spielte Klavier. Meine Schwester behauptete, daß sie sich Servietten in das Korsett stopfte, aber ich kann es nicht wohl glauben. Bestimmt weiß ich es ja nicht, denn sie war tatsächlich sehr gut erzogen, und überhaupt die Familie!

Ich meine nämlich, daß ich mir keine Gewißheit verschaffen konnte. Also — übrigens es war wirklich merkwürdig, mit sechzehn Jahren eine solche Büste! Beinahe wie die Hausmeisterin.

Also, die Geschichte war so. Ich war Praktikant bei einem Gerichte, oder Referendar, wie man in Preußen sagt. Es ist die erste Staffel der Laufbahn; man ist bereits staatlich und leistet so eine Art von Beamteneid. Auch erhält man Bezahlung; ich glaube monatlich sechzig Pfennige für den Verbrauch von Feder und Papier. Das heißt, ich erhielt das Geld nie; unser Präsident gab uns die Schreibmaterialien und vertrank den Betrag selbst.

Aber es war in uns doch das Bewußtsein, daß wir in die Beamtenkategorie eingereiht waren. Und da denkt man unwillkürlich an das Heiraten. Man stellt sich das so vor: Anstellung, Beförderung, das eigene Heim. Ich glaube, daß alle Referendare die gleiche Idee haben.

Warum hätte ich eine Ausnahme machen sollen?

Noch dazu wäre es mir sehr erwünscht gewesen, ein anständiges, das heißt also: ein wohlhabendes Mädchen heimzuführen.

Ich erhielt jede Woche aus der Universitätsstadt Rechnungen zugeschickt. Nebenbei bemerkt, finde ich es sehr gut, daß die Geschäftsleute ihre Firmen auf die Kuverts drucken lassen. Man weiß sofort, was in den Briefen steht und kann sie ungeöffnet wegschmeißen.

Ich schmiß damals sehr viele weg, aber ich war doch gewissenhaft genug, zu denken, daß irgendetwas geschehen müsse.

Und was gibt es da?

Eine größere Summe aufnehmen? Das ist heute kaum mehr möglich. Eine Tante beerben? Das wäre freilich das beste gewesen. Aber in meinem Falle ausgeschlossen, ganz ausgeschlossen. Die alten Mädchen in meiner Familie besaßen nichts. Ich weiß nicht, lebten diese Geschöpfe so unökonomisch, oder? Tatsächlich hatten sie keinen Knopf.

Also blieb noch die Ehe. Sie ist heute das einzige Mittel, aus unseren Kapitalisten Geld herauszukriegen. Da war der Privatier Gillinger mit zwei Töchtern, und der Getreidehändler Scholler mit der sechzehnjährigen Elsa, die das stramme Korsett hatte. Die Gillingers hätten auch Geld gehabt, aber, ich weiß nicht.

Ein bißchen Fleisch soll doch vorhanden sein; so ein knochiges Wesen hat äußerst selten ein weiches Gemüt.

Deshalb verwandte ich mein ganzes Bemühen auf Fräulein Scholler. Ich glaube noch heute, daß ich glücklich geworden wäre. Bei einer Kahnpartie fiel die Kleine einmal nach rückwärts von der Bank hinunter. Ich sah die Farbe ihres Strumpfbandes und weiß daher recht wohl, was ich sage.

Ach Gott, ja!

Und das mit den Servietten war sicherlich eine Verleumdung, denn man kann doch Schlüsse ziehen. Von dem einen auf das andere. Das liebe Ding wohnte gegenüber von dem Gerichtsgebäude.

Ich versäumte nie, sie zu grüßen, wenn ich sie am Fenster sah. Und da mir, wie heute noch, klar war, daß alles Uniformliche, Kostümliche sehr stark auf die Weiber wirkt, zeigte ich mich ihr häufig in der Robe. Ich glaube auch, daß es wirkte. Die Hausmeisterin wenigstens, welche mich nur einmal in dieser Kleidung sah, war wochenlang begeistert und ärger als je bemüht, mir den Schneider auszuzwicken.

Elschen benahm sich freilich zurückhaltender, aber doch, man konnte den Eindruck bemerken.

Ich war ein Mensch von raschem Entschlusse, und da ich mir sagte, daß bei meiner gesellschaftlichen Stellung eine leere Liebelei zwecklos und unmoralisch wäre, nahm ich mir vor, Herrn Getreidehändler Scholler zu besuchen.

Der Mann mußte bemerkt haben, daß ich seiner Tochter Aufmerksamkeiten erwies, die eine Erklärung verlangten.

Kurz und gut, ich machte meine Aufwartung. Ich wurde sehr nett empfangen. Der Alte war ein gemütlicher Mensch, allerdings etwas stark bürgerlich, aber er bemühte sich offenbar, gute Manieren zu zeigen. Elschen kam, und wir sprachen von dem und jenem. Auch von meiner Stellung, meinen Aussichten; ich sagte, daß ich Richterbeamter werden wolle, weil mir das am besten zusage. Man sei unabhängig, würde mit vollem Gehalte pensioniert, und dann genieße der Richter doch ein kolossales Ansehen.

Ich bemerkte mit Vergnügen, daß Herr Scholler meinen Ausführungen sichtliches Interesse schenkte. Er ließ mich nicht aus den Augen; besonders dann, wenn ich die Vorzüge des Berufes rühmte und über meine Zukunft sprach, hörte er mir aufmerksam zu und nickte mit dem Kopfe.

Ich war darüber nicht erstaunt, denn ich habe immer gefunden, daß man gerade in den bürgerlichen Kreisen einen großen Respekt vor der akademischen Bildung hegt. Aber angenehm berührt war ich doch, daß der Vater meiner Angebeteten diese — wie soll ich sagen — Ehrfurcht vor dem geistig Höherstehenden teilte.

Ich wurde gesprächig, ich zeigte mich Elschen im schönsten Lichte und beschloß, den braven Leutchen schon beim nächsten Besuche meine Absichten zu enthüllen. Ich verabschiedete mich, und Herr Scholler begleitete mich bis zur Türe. In dem dunklen Hausgange hielt er mich einen Augenblick zurück und sagte: „Wissen's, mir hamm aa'r an Rechtspraktikanten in unserer Familie h'habt. I woaß, was des für arme Luada san. Da, b'halten 's as no!"

Dabei drückte er mir etwas in die Hand und schob mich gutmütig hinaus. Es war ein Zehnmarkstück.

Was sollte ich tun? Sehen Sie, das sind unsere Kapitalisten, und solchen Begriffen von unserer Stellung kann man noch heute begegnen. Ich habe daraufhin das Frauenzimmer links liegen lassen.

Die Pfeifenattacke.

Der pommersche Major von Platen war ein Original und ein Wagehals. Die Generale Yorck und Blücher konnten ihn in den brenzligsten und schwierigsten Gefechtslagen einsetzen. Er erfüllte seine Aufgabe bis über das Maß. Aber für die Zeit des Friedens schien er nicht recht verwendungsfähig. Für großaufgezogene Paraden war er nicht zu gebrauchen. Und der Hofkamarilla begegnete er mit rauhen Soldatenwitzen. So kam es, daß ihm nach Friedensschluß die Höhen der Beförderung gesperrt wurden. Aber in den Befreiungskriegen bewies er durch seine Erfolge, daß es in Preußen nicht nur Feldherren und Offiziere mit Stock und Drill, mit grauen Bärten und Eingläsern gab, sondern Männer, die auf diese Äußerlichkeiten gern verzichteten und aus der großen Begeisterung des Herzens ihre Schlachten schlugen.

Es war am 5. April 1813 bei Dannigkow, ostwärts von Magdeburg. Der Major von Platen eröffnete unter General Hühnerbein den Kampf gegen den Vizekönig Eugen Beauharnais. Platen führte 200 Dragoner gegen 1000 Franzosen: Chasseurs, Lanciers und Grenadiers à cheval.

Yorck, der die waghalsigen Unternehmungen Platens kannte, ermahnte zur Vorsicht: „Daß Ihnen bei der Überlegenheit des Feindes nur nicht die Pfeife ausgeht!" Platen, sei es aus übermütiger Begeisterung, sei es aus Ironie — ihn ritt der Teufel! —, nahm die Ermahnung wörtlich. Er riß sein Pferd an und sprengte zur Truppe. Er kannte keine Ermüdung. Wie er sich selbst nicht schonte, so kannte er auch keine Schonung seiner Dragoner: „Kerls! Ich erwarte, daß ihr den Feind augenblicklich zersprengt! Daß ihr ihn niederdrescht und keinen einzigen entkommen laßt! Ein guter Dragoner muß die Pfeife noch im Brande haben, wenn nach der Attacke Appell geblasen wird. — Kerls! Euern Tabakzahn heraus! Angepinkt! Und dann mit Hurra draufgedroschen!" Er schwang seinen Degen: „Drauf und durch!!!"

Die Fanfaren schmetterten. Und im selben Augenblick stürzten sich die Platenschen Dragoner auf den fünffach überlegenen Feind. Voran der mächtige Schimmel des Majors. Als die Franzosen, ungewiß, ob sie eine Übermacht der Deutschen vor sich hätten, einen Augenblick zauderten, war's um sie geschehn. Noch ehe sie eine Hand gewendet hatten, wurden sie zusammengeschlagen. Wie die wilde, verwegene Jagd brausten die Platenschen Dragoner über das Schlachtfeld. In wenigen Minuten waren die Linien des Feindes gesprengt. Wer von den Franzosen noch Widerstand zu leisten wagte, wurde niedergesäbelt. Die Pferde wurden aufgegriffen oder zu den Preußen getrieben. „86 Gefangene mit zurückgebracht", berichtete ein Gewährsmann. —

Der Sturm war verrauscht. Yorck, der gewiß nur selten lobte, lachte: „Bravo, Platen! Ihr seid ein Mordskerl! Der Anfang war gut!"

„Und das Ende soll's auch sein, solange noch ein Gott im Himmel, ein Teufel in der Hölle und ein Dragoner auf dem Pferde lebt", erwiderte Platen.

„Aber wie steht es mit Ihnen?" York wies auf die blutbefleckte Uniform. Erst jetzt erinnerte sich Platen, daß er von einem Ulanen, den er mit seinem starken Schimmel niedergeritten hatte, verwundert worden war. —

Das Regiment ordnete sich zur Parade.

Plötzlich ertönte ein bei den Preußen recht ungewöhnliches Kommando: „Kerls! Pafft!!!"

Als Yorck zur Besichtigung der tapferen Reiterschar heranritt, empfing ihn eine breite Tabakswolke als Beweis, daß bei dieser schweren Attacke tatsächlich keinem Dragoner die Pfeife ausgegangen war . . .

Fliegen „melken" Blattläuse.

Die Methode der Ameisen, Blattläuse auszumelken, ist bekannt. Jetzt ist beobachtet worden, daß zwei Arten von Fliegen, die auch in Deutschland vorkommen, sich derselben Methode bedienen. Sie nähern sich den Blattläusen, die ja meistens in größeren Gruppen anzutreffen sind, und „betrillern" mit ihren Vorderbeinen den Hinterleib der Blattlaus solange, bis diese die erwünschte „Milch" von sich gibt. Die Blattläuse geben, wenn sie genügend betrillert werden, einen süßen Abwurfstoff ab, der von den Fliegen mit dem Rüssel aufgesogen wird.



Rätsel-Ecke



Silben-Rätsel.

Aus den 24 Silben:

ar — di — du — e — e — ell — feu — i — ka — lip — mat — ne — ne — net — pen — ra — rac — rah — re — ret — son — stift — te — wa

sind neun Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten, und deren Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, ein bekanntes Sprichwort ergeben. Bedeutung der einzelnen Wörter:

1. Wüstenzug,
2. Gebrauchsgegenstand mancher Dame,
3. Gewächs,
4. weiblicher Vorname,
5. Zweikampf,
6. Erfinder und Verbesserer elektr. Apparate,
7. Apfelsorte,
8. Hafenstadt in der arabischen Landschaft Oman,
9. alkoholisches Getränk.

*

Zahlen-Rätsel.

		17	50	25		
		76	22	18		
99	3	99	24	90	6	27
42	40	76	52	26	35	65
95	38	48	42	51	30	4
		78	29	10		
		22	31	10		

Die Zahlen dieser Abbildung sind derart in die Felder umzusetzen, daß die drei senkrechten sowie die drei waagerechten Reihen zusammengezogen je eine bestimmte Summe ergeben.

*

Versteck-Rätsel.

In jedem der Wörter: Empfindlichkeit, Drangsal, Altenburg, Csardas, Flieder, Bibliothek, Karausche, Fesselballon, Furtwangen, Morgenland, Kommandant, Testament sind je drei zusammenhängende Buchstaben versteckt enthalten, die zusammen ein Zitat von Goethe ergeben. Welches?

*

Zaun-Rätsel.

	A		A		I		R	
•	•	•	•	•	•	•	•	•
	R		A		L		I	
	I		N		A		T	
	•		•		•			
	A		S		D		R	

Die Punkte in obiger Abbildung sind durch Buchstaben zu ersetzen, derart, daß die senkrechten Latten vier Wörter ergeben und die waagerechte Punktreihe einen festlichen Zeitabschnitt nennt.

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.